

KaMeRu



Wolfgang
Marx
Am grauen Meer

Roman



Wolfgang Marx

Am grauen Meer

Wolfgang Marx

Am grauen Meer

Roman



KAMeRu Verlag

© 2018 KaMeRu Verlag Zürich
Alle Rechte vorbehalten
www.kameru.ch

Die Handlung und die Personen dieses Romans sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen mit lebenden oder
verstorbenen Personen sind nicht beabsichtigt, sondern zufällig.

Umschlagsgestaltung/Satz: diaphan gestaltung, Stephan Cuber, Bern
Umschlagsabbildung: Ruben Mullis
Dieses Buch wurde nach den von der Dudenredaktion empfohlenen
Schreibungen (Duden, Band 1, 27. Auflage, 2017) Korrektur
gelesen.

Printed in Poland

ISBN 978-3-906082-46-2

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte Daten sind im
Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

INHALT

- 6 Meine Cousine Maren
- 22 Krauses Haar
- 36 Die Liebe Gottes und der Frauen
- 51 Das Dings mit der reinen Vernunft
- 66 Bankgeheimnisse
- 91 Da war ein Stein, auf dem stand mein Name
- 108 Ein Toast auf die Freiheit
- 125 Weil – es ist bitter
- 135 Der Standpunkt des Kleinanlegers
- 147 Und weil – es ist mein Herz

MEINE COUSINE MAREN

Der erste Schluck Kaffee am Morgen ist immer der beste, und der erste Blick auf die melancholischen Wasser der Ostsee. Nicht sattsehen kann ich mich an den wechselnden Lichtspielen, in denen die Grautöne dominieren, ganz leicht (und wenn man genau hinschaut) ins Rötliche gleitend, indessen ich mich satt esse an frischen Brötchen mit Kirschmarmelade, an dem neuerdings unvermeidlichen Müsli und dem Frühstücksei. («Von freilaufenden Hühnern!«, so die Patrona nicht ohne aufgeregten Stolz in der Stimme.)

»Ob ich ma zaahln daaf?«

»Zusammen, ja?«

Und ziehen schon im Gänsemarsch an meinem Tisch vorbei, grau die Gesichter, grau das Haar, durch das schon hier und da der rosige Skalp zu ahnen ist. Die drei lesen sich hier jeden Morgen die Todesanzeigen aus der Lokalzeitung vor, um sie anschließend sachkundig zu kommentieren mit vielen, auch weniger bekannten Details aus dem Gefühls-, Familien- und Geschäftsleben der betreffenden Verblichenen. Das ist ihr ganz besonderes Frühstückspläsir, das sie mit manchem »Noch

'n Feffermünztee!« und »Daafsch um etwas mehr Butter bidden?« zelebrieren.

Unwillkürlich folgen die Augen dem Abgang über das Parkett des weiland Fest- und Tanzsaals, der in dezentem Gelb gehalten ist, um dann doch wieder an den olympischen Ringen hängen-zubleiben. Was haben die zu suchen an dieser Wand? Souvenirs der Segelolympiade von 1936 im benachbarten Kiel? Die Patrona weiß nichts davon und von den besseren Tagen, den dieser alte Kasten zweifellos gesehen hat.

Etwas Blasses, vermutlich Weibliches ist hereingetreten, kein Auge hat es kommen sehn, und steht nun hilflos da, mitten auf dem Parkett, und schaut herüber zur Veranda, wo man den Frühstücksraum improvisiert hat. Aschblond das kurzgeschnittene, dünne Haar, meergrau der Blick, eine schwachgesichtige Person – und doch, wenn man genauer hinschaut, ein Gesicht, das ein paar Merkmale der Klugheit trägt. So könnte sie aussehen, meine Cousine Maren. Hat sie sich also doch hergetraut. Und winken mit den Äugelein? Nein, hier bedarf es entschiedenerer Gesten.

»Maren?« (Sie nickt nur reserviert.) »Ich bin der böse Wolf, der gekommen ist, dich und die Deinen auszu-plündern.« (Ein kleines Licht geht an, immerhin.)

»Ich weiß, die bewusste Erbschaftsangelegenheit.«

(Die Stimme eher dunkel und ein wenig rauh. Ich hatte schon gefürchtet, sie würde piepsen.)

Stocksteif erduldet sie meinen Versuch, sie zu umarmen, hier, mitten im Saal, vor allen Leuten! Ich begreife einen Körper mit seinen chronischen Muskelverspannungen, Atemblockaden, Haltungsschäden, kurzum die fleischgewordene Lebensgeschichte des gesamten Menschen.

»Du musst schon entschuldigen, die lasziven Sitten des Südens sind einem nach mehr als zwei Jahrzehnten praktisch zum Reflex geworden.«

»Du hast keinen guten Ruf in der Burg.« (Und geht noch einen Schritt zurück.)

»Das kann ich mir vorstellen. Hat Anke dir was erzählt?« (Sie schüttelt nur verneinend den Kopf.) »Aber ich rede und rede, komm, setz dich zu mir und hilf mir frühstücken.«

»Ich hab schon.«

(Sie ziert sich, meinen führenden Arm auf der Schulter zu dulden.) »Vielleicht noch einen Kaffee.- Fräulein, können Sie bitte noch eine Tasse bringen?« (Auch:) »Du machst dir wohl nicht allzu viel aus Essen?«

(Die eh nicht gerade üppigen Lippen werden noch um ein paar Grad schmaler, der Blick changiert von Zorn zu Ängstlichkeit.) »Was weißt denn du davon?« (Entschlossen zu einem weiteren Gefecht auf der Schanze des Lebens.) »Hat Anke etwa dir etwas erzählt?«

»Anke spricht nicht mehr mit mir, seit damals.«

»Hat sie gute Gründe?«

»Ach weißt du, wenn ich damals schon verstanden hätte, was ich heute weiß...«

»Also gute.« (Sie fixiert mich grau und grausam.)

»Der Mensch ist die ultimative Maschine zur Erzeugung von Scheiße.« (Und mustert feindselig all die Viktualien auf Teller und Tisch.)

»Haben wir je den Sinn der Verdauung begriffen?«

Sie scheint ein wenig zu blättern in ihrem ganz privaten Wörterbuch der Schmerzsprache, schüttelt aber dann doch unschlüssig den Kopf, doch bevor sie dieser nonverbalen Vorhut des Zweifels die Streitmacht eindeutiger Worte folgen lassen kann, bringt die Kellnerin die bestellte Tasse und eine Kanne mit frischem Kaffee.

»Danke, sehr freundlich.«

Sie lässt es sich jedoch nicht nehmen, uns eigenhändig einzuschenken unter den wachsamen Blicken der Patrona, die durch die Saaltür späht, beständig den Zufall und das Chaos fürchtend, und den neidvoll geweiteten Marens, die mehrfach wechseln zwischen schwarzen Hügeln und grauem Flachland.

»Die tiefe Hoffnung gedeiht in den wirren Gedanken der Mädchen, sagt der Dichter.« (Sie schaut doch etwas konsterniert.) »Einen Penny für deine.«

»Das hast du jetzt erfunden, nicht?« (Plötzlich errösend.)

»Ich geb' 's zu, an der betreffenden Stelle ist von Knaben die Rede.«

»An der betreffenden Stelle tut sich bei mir nichts.«
(Und wird nicht minder unvermittelt blass.) »Ich hab an ein Märchen gedacht, du kennst sicher die Geschichte vom Froschkönig. Ich hab mich gefragt, warum es nicht eine Froschprinzessin ist, die erlöst werden muss.«

»Und diese Froschprinzessin bist du?«

(Sie nickt nur, wortkarg, und vielleicht ist es ihr auch nicht recht, soviel preisgegeben zu haben von der sich stets wiederholenden Tragödie des Frauwerdens.)
»Ich betrachte mein Leben immer wie eine Geschichte, die schon abgeschlossen ist. Ich erzähle mir im Kopf alle Ereignisse im Imperfekt – auch die, die noch kommen sollen.«

»Würde es dich überraschen zu erfahren, dass auch ich einmal der Froschkönig war?«

Missbilligend verfolgt sie das Auslöffeln eines Hühnerreis; und die Butter, die reichlich auf die Klinge des Streichmessers genommen wird, löst in ihr ein fast automatisches »Gedenke des Cholesterins!« aus; aber die Neugier ist doch größer als die Neigung, meine (und damit wohl auch ihre) Ernährungsgewohnheiten einer kritischen Überprüfung zu unterziehen.

»Erzähl, wie hat sich das abgespielt?«

»Ich kann mich noch gut an den Augenblick der

Verwandlung erinnern und an den ungläubigen Schrecken, der mich beim Anblick des Monsters im Spiegel durchfuhr, damals, als mir meine langen, blonden Locken abgeschnitten wurden.«

»Anke hat mir erzählt, dass du noch mit zwanzig ganz blond warst.«

»Und dann wurden Haar und Seele von Jahr zu Jahr dunkler.«

(Sie winkt nur ungeduldig ab: Geschenk!; aber:)

»Wie ging das dann weiter mit dem Monster im Spiegel?«

»Es war ja nicht nur dieser schwer zu begründende Mangel an Schönheit, der ohne jede Vorwarnung über mich gekommen war, da stellte sich plötzlich auch diese brennende, existenzielle Frage: Warum sollte jemand ein solches Monster liebhaben? Meine Mutter machte dann auch ein ziemliches Geschrei, als mein Vater mit mir nach Hause kam. Es fiel in dem Zusammenhang das Wort ›entstellt‹, das ich bis dato nicht gekannt hatte, aber sofort verstand. Meine schlimmsten Befürchtungen waren bestätigt.«

»Und seitdem warst du der Froschkönig?«

»Und auf der Suche nach dem erlösenden Kuss.«

»Hat ihn dir deine Mutter am Ende nicht gegeben?«

»Sie hat sich dann wieder beruhigt, wie immer, und mich in ihre Arme genommen, das schon; aber den Kuss, den du brauchst, um wieder Mensch zu werden, den kannst du von Vater und Mutter nicht bekommen.«

(Sie nickt, des süßen Einverständnisses voll:) »Sie nehmen dich nicht einmal ernst, wenn du zaghaft versuchst, davon anzufangen. Sie wischen alles mit wohlgemeinten (und darum umso schrecklicheren) Phrasen beiseite und dringen auf vernünftiges Verhalten. Man kann nur verstummen und sich verhärten.« (Dann schweigen wir beide und lassen unsere Augen wandern übers Meer, wo ein weißer Ausflugsdampfer sich aus dem Hafen gelöst hat und ostwärts zieht, irgendwo in Richtung Hamletsland.) »Erlösung, das ist ein großes Wort; aber wie findet man inzwischen wenigstens ein Stück seiner Selbstsicherheit wieder?«

»Der Holzklotz hat sie und der Meister. Wenn man nicht Holzklotz sein kann (was eine ausgesuchte Gnade ist), muss man versuchen, Meister zu werden. Das allerdings bedeutet, ein längeres Stück Weg zurückzulegen – und über steinigtes Gelände.«

»Singen und beten, eh?« (Sie sieht gar nicht begeistert aus. Interessant jedoch, dass sie die nicht minder gängige Formulierung »Fasten und beten« vermieden hat ...)

»Lesen und reden hilft auch.«

»Aber den Kuss, den ersetzt das auch nicht, oder?«

»Den ersetzt nichts.«

»Hast du ihn von Anke bekommen?«

»So lange habe ich zum Glück nicht warten müssen.«

»Hast du sie – vergewaltigt?« (Zögernd, aber doch auf der Lauer. Mein Gott, Maren!)

»Ich sehe, du weißt wirklich gar nichts. Liebes Bäschen, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie einer Frau irgendetwas getan, was sie nicht wollte. Meine Sünden sind eher von der Art, manches unterlassen zu haben, was ich hätte tun sollen.«

»Du willst also auch nicht heraus mit der Sprache.« (Sichtlich enttäuscht, dass ihre Attacke ins Leere gelaufen ist.) »Aber was immer es war, sie hat dir nicht verziehen. Sie hat sich sogar ziemlich aufgeregt, als sie hörte, dass du hier bist.«

»Ich dachte, sie sei glücklich verheiratet.«

»Jochen?« (Verächtlich bläht sie die Nüstern.) »Das ist doch ein Schlappschwanz.«

»Als ich ihn kannte, war er noch ein großer Held.«

»Mit dem Maul ist er es noch immer.«

»Und so lebt ihr glücklich und harmonisch alle miteinander auf der Burg, eh?«

»Platz genug ist ja in dem alten Kasten, und bequem ist es auch wegen des Geschäfts.«

»Ich hoffe, die Geschäfte meines verehrten Oheims, des Burggrafen, gehen gut. Ich hoffe das aus ganz eigenennützigen Gründen.«

»Er ist auch nicht gerade gut auf dich zu sprechen.«

»Tja, da kommt der verlorene Sohn nach Jahren von den Huren Babylons zurück und verlangt auch noch,

dass man ihm fette Kälber schlachtet. – Aber schliesslich ist das sein Beruf.«

»Ein Beruf, den ich hasse. Ich hab das einmal gesehen, einmal nur...« (Ihre Stimme wird ganz leise und der Blick verschwimmt.)

»Ich auch, Maren; aber ich bin nicht so konsequent wie du. Jedenfalls bin ich nicht zum Vegetarier geworden.«

»Es ist ja nicht nur der Beruf. Du müsstest ihn mal essen sehen, was da reingeht und wie, und was bei solchen Gelegenheiten herauskommt an Aphorismen zur Lebensweisheit! Ich verstehe nicht, wie Mama das aushält – und auch Anke, sie könnte doch auf einer eigenen Wohnung bestehen – ich meine außerhalb der Burg. Häuser haben wir doch genug.«

»Ich hab ihn wohl zu Zeiten auch erlebt, als wir noch nicht verwandt waren. Ich erinnere mich durchaus an eine Persönlichkeit, von der man sich schwer wieder erholt. Meine Mutter hat auch nie verstanden, dass ihre kleine Schwester ausgerechnet den hat heiraten wollen – mal ganz abgesehen von dem Altersunterschied und den zwei schon fast erwachsenen Kindern. Wie kommst du denn so aus mit deinen Stiefgeschwistern?«

»Anke ist schwer in Ordnung. Im Grunde schmeißt sie den ganzen Laden inzwischen. Jochen ist doch zu blöd dazu.«

»Und Burggraf Hermann taugt nur fürs Grobe, eh?«
(Sie nickt verdrossen.) »Aber was ist aus Konrad geworden?«

»Conny studiert immer noch in Kiel. Wenn er überhaupt mal rüberkommt, verkriecht er sich in der alten Dachkammer und lässt sich bestenfalls zum Essen sehen. Das wird dann meistens furchtbar.«

»Tja, dem Geiste stehen die Dummen im Wege – wie der Dichter sagt.«

»Der mit den Knaben?«

»Der Nämliche.«

»Immer streiten sie über Politik; und du weißt ja, wie ausfallend Vadder werden kann, wenn er sich ärgert.«

»Hermann, der Arier. Jetzt ist er schwarz, erst war er braun. Die Lüge ist mancher Farbe fähig.« (Aber:) »Ja, Sie können jetzt abräumen. Ich bin fertig.« (Dieses dem Mädchen zugewandt, das mit dem Tablett in Hab-Acht-Stellung dasteht; und die Patrona blicket stumm in dem ganzen Saal herum.) »In der Schweiz würde man sie ›Saaltochter‹ nennen. Das hat mir immer gut gefallen.«

»Müssen wir jetzt nicht allmählich gehen?«

»Wir können hier ruhig noch etwas sitzen bleiben, wenn abgeräumt ist. Wir stören niemanden, hat mir die Patrona versichert. Ich mag diesen Platz. Das ist ein gut bestrahltes Zentrum, wo ich alles von einer neutralen

Perspektive aus betrachten kann, auch die Vergangenheit; und ich mag diese Aussicht.«

Schweigend schauen wir dem Mädchen zu, das mit schnellen und geschickten Bewegungen Brotkrümel und Eierschalen mit einem Tischbesen zusammenkehrt, noch einmal die Tischdecke zurechtrückt und die Blumenvase mit den lachsfarbenen Nelken, bevor sie endlich mit dem Tablett über das Parkett entschwindet, nicht ohne uns noch ein freundliches Lächeln geschenkt zu haben, ein doppelt erwidertes.

»Stell dir vor, ich hab mir gestern in dem Hutladen gegenüber der Post einen Alstersegler gekauft, eine echte Gorch-Fock-Mütze. Als ich noch hier lebte, hätte ich mir so etwas unter keinen Umständen über den Schädel gestülpt, aber jetzt erscheint es mir kurioserweise irgendwie passend.«

»Jochen hat sich in München einen Seppelhut gekauft. Den trägt er immer, wenn er im Garten arbeitet, also selten genug. Anke sagt immer, er soll endlich den Rasen mähen, wenn er mit Nichtstun fertig ist.«

(Woran man wohl merkt, dass man mit Nichtstun fertig ist? Eine interessante Frage ist das wohl, aber:)
»Der Vergleich schmerzt, meine Liebe. Habt ihr übrigens immer noch die kleine, grüne Laube, und steht da immer noch mit weißen Lettern ›MAREN‹ drauf?«

»Opas Laube? Die gibts noch. Habt ihr euch da getroffen? Da und in der Dachkammer, nicht? Conny hat

erst neulich eine Anspielung gemacht, als er sich mit Anke gestritten hat. Die ist vielleicht fünsch geworden.«

»Opas Laube, heißt das also im Familienjargon immer noch so. Weißt du eigentlich, dass in der bewussten Zeit über dem kleinen Sofa ein Hitlerbild hing? Da hockte dann der Alte vor dem Volksempfänger und lauschte den Siegesfanfaren der Sondermeldungen, vor sich diverse Landkarten, auf denen er den unaufhalt-samen Vormarsch der Wehrmacht verfolgte, ein immer etwas unübersichtliches Glück, und dann wohl auch den ebenso unvermeidlichen Rückzug.«

»War Opa ein Nazi?«

»Als dann der Krieg vorbei war, nahm dein verehrungswürdiger Großvater das Porträt des größten Feldherrn aller Zeiten von der Wand und beschloss, Selbiges zur nächsten Winterszeit zusammen mit der Hakenkreuzfahne dem stillen Herd zu übergeben. Damit war das Kapitel tausendjähriges Reich für ihn erledigt. Er und ein Nazi? Bewahre!«

»Das ist ja widerlich!«

(Die Achsel zuckt:) »*Cosi fan tutte.*«

»Mir sagt ja nie einer was in dieser fabelhaften Familie.«

»Auch deine Mutter nicht?«

(Sie schüttelt den Kopf.) »Ich kann mich in ihr nicht erkennen.«

»Du suchst einen Spiegel?«

»Ich hasse Spiegel!«

»Du urteilst hart. Über sie und über dich. Ihr Kopf ist nicht geeignet, eigene Gedanken hervorzubringen. Sie hat Hermann nichts entgegensetzen.« (Und, nach einer kleinen Wirkungspause.) »Dir übrigens auch nicht.«

»Außer dem Tischgebet.« (Irgendetwas geht durch sie hindurch.) »Das ist eine tagtägliche Erpressung: Wie kann man verschmähen, was Er gesegnet hat?« (Sie beendet abrupt den Blickkontakt, um – einigermaßen entgeistert – der Tochter des Hauses zuzuschauen, die unbekümmert ihr Kinderfahrrad über das Parkett schiebt.) »Am Anfang meiner Bekanntschaft mit Gott, da hab ich mir schon das ein und andere davon versprochen; aber das dumme, furchtbare Gebet..«

»Sieh es mal so: Sie hat ganz einfach Angst um dich.«

»Erinnert sie sich denn nicht, wie es ihr selber ergangen ist?« (Unüberzeugt.)

»Kannst du dich noch erinnern wie es war, als du die Masern hattest?«

»Ich hatte nie Masern.« (Und versteift sich ablehnend.)

»Also gut, von mir aus Windpocken. Was ich sagen will ist, wir können uns an das Faktum erinnern, nicht daran, wie sich das angefühlt hat. Wir haben kaum Wörter für das, was in unserem Körper vor sich geht, und darum lernen wir nie ausreichend, darauf zu achten.«

»Ich dachte immer, man müsse lernen, nicht darauf zu achten. Und hast du vorhin nicht selbst davon gesprochen, man müsse Meister werden?«

»Du solltest nicht blinde Flucht mit bewusster Beherrschung verwechseln. Der Weg der Meisterin ist nicht der, sich die Ohren zu verschließen vor den Stimmen des Leibes, sondern vielmehr der, genauer hinzuhören als andere.«

»Du meinst also, ich höre nicht hin?« (Immer noch – äußerlich wie innerlich – zurückgelehnt und mit verschränkten Armen.) »Ich weiß nicht einmal, wann ich essen sollte, das willst du doch sagen, oder?«

»Maren.« (Und sie duldet es doch, dass meine Hand sich sacht auf ihre legt.) »Warum wolltest du mich sehen?«

»Denk bloß nicht, dass Anke mich geschickt hat.« (Und zieht entschlossen ihre Hand zurück.) »Weißt du, dass sie mit Vadder und Jochen um die Wette frisst?« (Und da ich mich entschlossen zeige, die Frage als rhetorische zu behandeln:) »Sie ist fett.« (So unbarmherzig wie lapidar.) »Was immer passiert ist, sie hat jedenfalls nicht gekriegt, was sie sich gewünscht hat.«

»Und du?«

(Zum ersten Mal weicht sie meinem Blick aus.) »Ich glaub, ich muss jetzt gehen.« (Und erhebt sich schon, um dann aber doch erst einmal ans Fenster zu treten.) »Schade, dieses Marinezeug verdirbt die ganze Aussicht.«

»Ich hab noch erlebt, wie die Tommys das alles in die Luft gesprengt haben – für ewige Zeiten...« (Und während ich mich schräg hinter ihr postiere:) »Den ganzen Domstag herunter waren alle Fenster geöffnet wegen der Druckwelle. Ich hab mich nicht ganz range-
traut, aber ich habe doch die Trümmer fliegen sehen. Am meisten beeindruckt haben mich nicht die großen Brocken, die da von entfesselten Gewalten hochgeschleudert wurden, sondern ein einzelner, völlig intakter Fensterrahmen, der seine exakte Bahn über den Himmel zog. Dieses Bild hat sich mir tief eingeprägt, um mir später dann den Begriff des Absurden zu illustrieren.«

»Hältst du mich auch für krank?« (Und richtet, bedürftig an Leib und Seele, ihren grauen Blick auf mein Gesicht, einen Blick, aus dem unübersehbar die Angst spricht, abgelehnt zu werden.)

»Betrachte es als deine Art zu leben.«

Während sie erneut das Reich der Möwen mit den Augen sucht, lehnt sie sich (ganz sacht nur) mit der rechten Schulter an mich an.

»Herr Doktor! Herr Doktor!« (Die aufgeregte Stimme der Patrona von der Tür des Saales her.) »Telefon!«

»Wenn Anke dir ein Treffen vorschlägt in Opas Laube oder in Connys Dachkammer, dann geh nicht hin.« (Und, während ich schon über das Parkett eile,

nicht ohne sie vorher kurz an mich gedrückt zu haben:)
»Ich bitte dich, geh nicht hin.« (Zu leise fast, um sie zu hören, und immer noch mit dem Rücken zum Saal, vor sich den weißen Strand, das graue Meer und hinter sich die Stadt.)